

**B
A
R
T
M
O
E
Y
A
E
R
T**



BERNHARD HUBNER

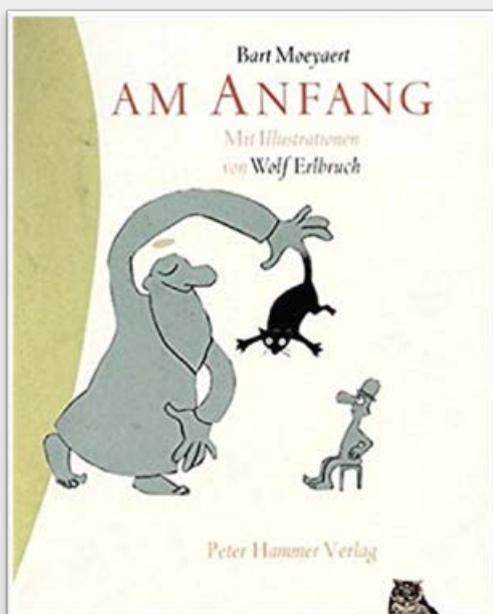




2019 wird der berühmte Astrid Lindgren Memorial Award ALMA an den flämisch-belgischen Kinder- und Jugendbuchautor Bart Moeyaert verliehen. Allein neun Mal war er dafür schon nominiert, was allein schon eine Auszeichnung ist. 2016 war Moeyaert bereits zum fünften Mal für den Hans Christian Andersen-Preis nominiert, den „kleinen Nobelpreis“, der alle zwei Jahre auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendliteratur vergeben wird. Mit diesem Themenheft wollen wir Ihnen den großen Gegenwartsautor in zahlreichen Beispielen seiner Bücher vorstellen.

1964 wird Moeyaert in Brügge geboren. 1983, mit nur 19 Jahren, erscheint sein literarisches Debüt „Duet met valse noten (dt. Leander, Liselot und die Liebe)“, dem viele weitere Bücher folgen, die weltweit in 20 Sprachen übersetzt wurden. Seine Übersetzerin ins Deutsche war die 2019 verstorbene Mirjam Pressler. Moeyaerts Bücher wurden vielfach ausgezeichnet, zunächst in Belgien, später auch international. 1998 erhielt er den Deutschen Jugendliteraturpreis für „Bloße Hände“ (illustriert von Rotraut Susanne Berner).

Der Autor lebt in Antwerpen und unterrichtet an der dortigen Königlichen Akademie der Schönen Künste Creative Writing. Daneben schreibt er Drehbücher und Theaterstücke und übersetzt aus dem Deutschen, Englischen und Französischen. Auf der Frankfurter Buchmesse 2016 war er künstlerischer Leiter des Gastauftrittes Flanderns und der Niederlande.



AM ANFANG. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. Ill. von Wolf Erlbruch. Peter Hammer 2003 · 32 S. · 16.90

Es ist oft überraschend, wie kodiert man auf typische Signale der kulturellen Sozialisation reagiert. Ich hatte noch keinen Blick in dieses Buch geworfen, da war die Assoziation zu den Anfangsworten des Buches Genesis schon da. Der Originaltitel ist da noch eine Spur deutlicher: „De schepping“ – „Die Schöpfung“ heißt es da klar. Eine Geschichte, die eigentlich selbst im Original für Kinder schon verständlich abläuft, so sehr sich auch Fundamentaltheologie und Wissenschaft um Wahrheit und Wörtlichkeit Schaukämpfe dazu liefern. Hat ein Schriftsteller wie Moeyaert dazu noch etwas Neues, Sinnstiftendes beizutragen? Kurz gesagt: Er hat – und gerade in Verbindung mit den Erlbruch-Bildern liefert es erstaunlich viel Stoff zum Nachsinnen, Darüber-Sprechen und Erinnern, für jedes Lebensalter.



Moeyaert macht sich in dieser Geschichte zum Live-Reporter des göttlichen Schöpfungsaktes, er erzählt in Ich-Form und flicht in seine Beschreibung viele Fragen ein, die man selber vielleicht auch gerne gestellt hätte, wenn man dabei gewesen wäre. Es beginnt mit dem „Nichts“, das so schwer vorstellbar ist und doch so authentisch vorgestellt wird:

Du musst alles, was es jetzt gibt, weglassen. Du musst das Licht ausmachen und selbst nicht da sein und dann sogar noch die Dunkelheit vergessen, denn am Anfang war nichts, also auch keine Dunkelheit. Wenn du den Anfang von allem sehen willst, musst du sehr viel weglassen. Auch deine Mutter.

Geht es anschaulicher? Doch bei all dem Weglassen gibt es zwei Ausnahmen: Da ist Gott und der Ich-Erzähler. Also zweieinhalb Ausnahmen, denn der Erzähler hat auch noch ein Stühlchen, damit er nicht die ganze Schöpfung durch stehen muss.

Doch ganz so fix geht es gar nicht, zunächst mal räsoniert der Erzähler, dass Gott es viel einfacher hat als er selbst, da Er ja schon eine Vorstellung von allem habe, was sich der kleine Mensch-Erzähler, Adam oder Bart oder wie auch immer, noch gar nicht vorstellen könne. Und dann beginnt es, mit Licht und Finsternis, mit Tag und Nacht, mit Erde und Wasser, Sonne und Sternen, den Pflanzen und Tieren. Wer auch nur ein wenig bibelfest ist, kennt den Ablauf. Und nach jedem Akt befindet Gott sein Werk für gut, was den kleinen Menschen etwas nervt. Doch etwas Wesentliches passiert gleichzeitig: Der Erzähler, der sich anfangs noch, als Teil des einzig vorhandenen Duos, recht mutig und stark vorkam, wird mit jedem Schöpfungstag kleiner, unbedeutender und auch zurückhaltender. So viel entsteht da, das er nicht kennt, so viel Macht entfaltet sich in den Händen Gottes, dass er kaum aufzublicken wagt. Und warum gibt es von allem so viel, und nur er ist allein, der einzige Vertreter seiner Sorte? Zumindest bis zum 6. Tag, denn da erschafft Gott die Frau. Danach muss Gott erst einmal schlafen, und der kleine Adam nutzt seine „Altersweisheit“, um gegenüber seinem Weib mit dem Wissen um das Nichts des Anfangs aufzutrumpfen.

Die jüdisch-christliche Schöpfungsgeschichte also mit einigen neuen, und meiner Meinung nach genialen, Akzenten. Für ein Bilderbuch gibt es recht viel Text, und dennoch wird vieles nicht mit Worten ausgesprochen, sondern erschließt sich aus Wolf Erlbruchs Bildern. Allein schon die Ausgangssituation, Gott und der Erzähler im Nichts, das spricht so überdeutlich und zugleich so menschlich. Da ist Gott zwar ein älterer Mann, aber nicht der dräuende Vollbärtige mit wallenden Festgewändern, sondern ein dicker, gemütlicher Kahlkopf im Nachthemd mit einem gelben Pfannkuchen-Heiligenschein. Und der Erzähler zeigt sich als dürres Männlein mit Hut, oft etwas miesepetrig, kritisch und spießig. Bis er dann mehr und mehr schrumpft. Um die Beiden herum, die nur aus einer angedeuteten, wenig akzentuierten Farbfläche bestehen, entwickeln sich in der Folge die prächtigsten Dinge, fast immer wie aus bemalten Papierformen collagiert wirkend, mal überbordend wuchernd, dann wieder äußerst reduziert und konzentriert. Beide Effekte lenken Blick und Denken auf die wesentlichen Aspekte, machen Ungesagtes sichtbar und verstärken das Gesagte.

Selten hat mich ein religiös angehauchtes Bilderbuch so fasziniert, vielleicht gerade weil es nicht „fromm“ im gängigen Sinne ist, aber den Grundlagen von Glauben und Religion dennoch Ausdruck und Statur verleiht. Bemerkenswert!



OLEK SCHOSS EINEN BÄREN UND NÄHTE SICH AUS DEM PELZ EINE MÜTZE. a.d. Niederländischen von Mir- jam Pressler. Ill. von Wolf Erlbruch. Pe- ter Hammer 2006 · 32 S. · 16.90

Märchen haben oft für erwachsene Leser eine überraschend grausame und brutale Komponente. Es gab sogar Zeiten, da wollte man Kinder vor diesen schrecklichen

Anteilen bewahren und Märchen aus dem Kinderzimmer am liebsten verbannen. Bis man entdeckte, dass Kinder gerade die scheinbar bösen Anteile der Märchenerzählungen nicht nur anders wahrnehmen und verarbeiten als Erwachsene, sondern sie oft sogar brauchen, um sich mit den „schwarzen“ Seiten des Lebens und ihres eigenen Wesens auseinanderzusetzen, sie zu be- und verarbeiten.

Wie zwiespalten solche Märchenerzählungen sein können, das beweist gerade die vorliegende Geschichte sehr gut. Olek, der Titelheld, hat einen Bären geschossen und sich eine Mütze aus dem Pelz genäht – ein sehr russischer Start, der die Lust an einer auch gefährlichen Jagd mit den landestypischen Pelzmützen verknüpft. Dabei wollen wir die heutzutage politisch unkorrekte Verarbeitung tierischer Felle für Kleidungs Zwecke einmal außer Acht lassen. Der Einstieg beweist zunächst einfach, dass dieser Olek mutig und geschickt ist – und auch, dass er neben „typisch männlichen“ Fähigkeiten wie der Jagd auch „typisch weibliche“ wie das Nähen beherrscht. Ausgerüstet mit seiner neuen Kopfbedeckung zieht Olek in die Welt hinaus und gibt seinen Eltern das Sinnvollste aller Versprechen: „Ich tue, was ich kann!“

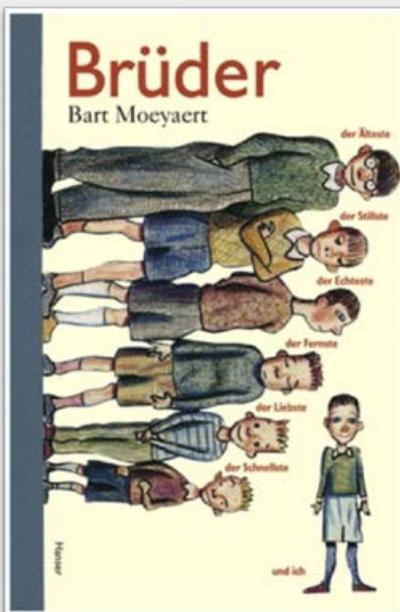
Wer jetzt die spektakulären Heldentaten eines Herakles erwartet, wird sich wundern. Olek hilft einem Jungen, die Schnürsenkel zu binden, dichtet einem Mädchen den löchrigen Eimer ab, befreit ein gefangenes Kaninchen aus der Falle und klettert einem roten Vogel nach, der scheinbar flügelverletzt in einem hohen Baum flattert. Der Vogel (der aus dem Strawinsky-Ballett bekannte Feuervogel) schenkt ihm zum Dank eine seiner Federn. Doch Olek fällt vom Baum und landet zwischen 12 Mädchen vor dem Tor zur Hölle. Als er erkennt, dass die Mädchen um ihre versteinerten Verehrer trauern, legt er sich mit dem Teufel selbst an und besiegt ihn mithilfe des Feuervogels sogar. Warum er das tue, ist eine beliebte Frage, auf die die typische Antwort folgt, weil er es kann. Olek tut also wirklich, was er kann. Und was er nicht kann, das erfahren wir in einer Schlusspointe, das muss er eben noch üben.

Das Team, das dieses Buch, neben Moeyaert selbst, gestaltet hat, ist eigentlich sattem bekannt. Wir wussten bereits, dass Mirjam Pressler eine ebenso begnadete Übersetzerin ist wie Wolf Erlbruch ein versierter Illustrator. Gerade bei diesem Buch fällt aber auf, wie wandlungsfähig alle Drei sind: Der authentisch russisch wirkende Erzählstil zeigt wie die Bilder neue Facetten bei allen Beteiligten.



Wer Erlbruchs collagenartigen Stil kannte, sieht hier auf einmal großflächig bleistiftskizzierte Zeichnungen mit einzelnen blockartig unifarbig angelegten Teilflächen: Oleks rotes Gesicht mit der Bärenfellmütze, blaue Baumsilhouetten und gelbe Flammenzacken, alles grundiert in einem Packpapierunterton, als wäre es noch im Entwurfsstadium. Dazu eine Teufelsfigur, die grobschlächtig und brutal erscheint, ein schwarzer Klotz mit Nähten wie bei Frankensteins Monster und roten Nüstern, dabei aber auf kleinen Rädern wie ein Bühnenmonster. Aber gerade dieses Archaische, Plakative und Volkskunstähnliche schafft eine starke Vorstellung, eine Aura von überzeichneter Typisierung, die in ihrem Grundgegensatz von Gut und Böse ganz dem Märchen entspricht.

Ich weiß nicht, ob dieses Buch eine geeignete Gutenacht-Geschichte wäre, aber es ist ein starkes und fundamentales Plädoyer für Hilfsbereitschaft und Mitmenschlichkeit, für das Über-sich-selbst-Hinauswachsen, für das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. „Ich tue, was ich kann!“ – gibt es ein schöneres Motto?



BRÜDER. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. Hanser 2006 · 192 S. · 16.00

Es ist für die meisten von uns ein verlorenes Land, das Land der Kindheit, grenzenlos weit, frei von physikalischen Zwängen, voller Bedeutungen und Hintersinnen, voller Gefahren und heimlicher Freuden. Nur wenigen gelingt es, wenigstens die Erinnerung an diese ferne und doch reale Welt am Leben zu halten. Und wenn es jemandem gelingt und er es mitteilen kann, dann rührt es bei jedem an den Urgrund der eigenen Vergangenheit und die Wurzeln aller späteren Erfahrungen.

So einer ist Bart Moeyaert, der sich die Erinnerungen nicht aus den Fingern saugen muss, sondern aus einem Schatz zu schöpfen scheint, wie er lebendiger nicht sein könnte. In „Brüder“ taucht er ein in seine persönliche Historie, seine Kindheit im Belgien der späten Sechziger Jahre mit seinen Eltern und sechs Brüdern, deren jüngster er selbst ist. Seine Brüder beschreibt er im Untertitel mit ihren wichtigsten Eigenschaften: Der Älteste, der Stillste, der Echteste, der Fernste, der Liebste, der Schnellste und natürlich „Ich“ - der Erzähler. Eigentümliche Kennzeichen sind das, ganz subjektiv und sicher nicht einmal für alle Familienmitglieder nachvollziehbar, aber so wirkten sie eben auf den kleinen Bart. Im Verlauf der Geschichten, die er über sie und sich erzählt, tauchen diese Beinamen auch kaum mehr auf. Es gibt stets nur den einen Bruder, der gerade aktiv spricht oder handelt, und „die anderen Brüder“. Namen sind dabei nicht wichtig, er kennt sie ja und als beinahe amorphe „Brüdermasse“ stehen sie auch exemplarisch für alle Brüder dieser Welt.

Eine Familie mit sieben Kindern war sicher auch damals schon eher ungewöhnlich, der siebte stand denn auch unter der Patenschaft des Königs, wie er mit leisem Stolz verrät. Es wird aber auch ganz schnell klar, warum heutige Einzelkinder bei allem Überfluss eher unter sozialen Mangelerscheinun-

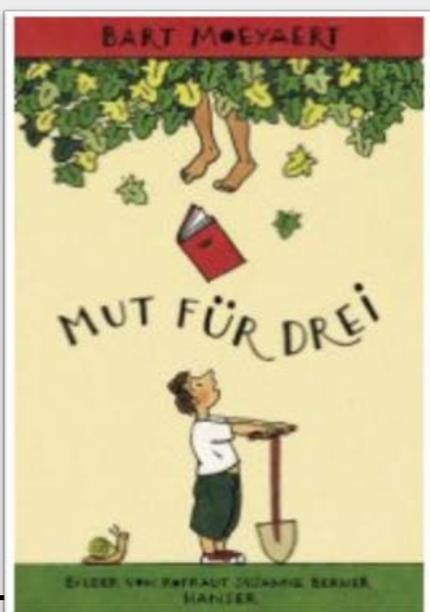


gen leiden. Denn Langeweile und fehlende Anregung aus der real-körperlichen Welt muss hier niemand beklagen. Immer gibt es Ansprechpartner auf Augenhöhe, Spielgefährten und Kompagnons für sanfte wie raue Spiele, für Streiche und Mutproben, wie sie fast ausgestorben sind. So laut, stürmisch und „grobmotorisch“ dabei vieles verläuft, so wenig kommt dabei wirklich etwas oder jemand zu Schaden. Es gibt nur, und das ist für Kinder das Begreiflichste, stets konkrete Zusammenhänge von Ursache und Wirkung, von Fehlern und Strafe oder von guten Taten und Belohnung.

Das Erstaunlichste dabei sind die Eltern der sieben Jungen, die völlig außerhalb jeglicher Kritik vonseiten der Söhne wahre Wunder an Geduld, Großzügigkeit, hingebungsvoller Elternliebe und gleichzeitig klarer Konsequenz bei wesentlichen Grenzen darstellen. Keine Ahnung, ob Moeyaerts Eltern diesen Ansprüchen wirklich genügten, dass aber ihr Sohn sie so sieht und zeichnet, ist das größte Kompliment, das er ihnen machen kann.

Die einzelnen Kapitelgeschichten reihen sich übergangslos aneinander, nur lose geordnet im Jahreslauf und genau im Stil von Kindererzählungen geschrieben: Keine Einleitung, kein Schluss, konzentriert auf das subjektiv Wesentliche wird auf den Punkt gearbeitet, nicht immer logisch völlig schlüssig, schon gar nicht rational hinterfragt, aber voller feinem, manchmal auch grobem Humor, oft aber auch besinnlich und melancholisch. Oft erschließt sich das eigentliche Thema erst auf den letzten Kapitelzeilen, doch nie gibt es auch nur die kleinste Länge, einen Durchhänger oder enttäuschte Erwartungen. Die Handlung springt bruchlos von „unkorrekten“ Betrachtungen fremder Menschen oder auch Tiere über Streiche und kleine Siege gegen „Feinde“ bis zu Gruselgeschichten oder dem Tod der Großmutter. Nie verlaufen die Handlungsstränge geradlinig, stets gibt es Überraschungsmomente und plötzliche Kehrtwendungen. Aber immer schwingt ein Unterton von kindlicher Liebe mit, von Zusammengehörigkeit und Einstehen füreinander und von Bewunderung, die der Kleinste für die Leistungen der Anderen empfindet.

Das Schönste an diesem Buch, das der Verlag zu Recht als eine Art „belgisches Bullerbü“ charakterisiert, ist die Tatsache, dass jede Altersgruppe Nutzen aus der Lektüre ziehen kann. Den Kleinsten und Jüngsten verspricht es Solidarität und Verständnis für den Blickwinkel „von unten“, die Älteren lernen etwas über die Erfahrungs- und Gefühlswelt der Kleinen und ihre manchmal sehr nützlichen Fähigkeiten und die Erwachsenen versuchen sich gerührt an ihre verschüttete Kindheit zu erinnern, als das Leben noch ausschließlich aus dem Hier und Jetzt bestand. Wundervoll!



MUT FÜR DREI. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. Mit Bildern von Rotraut Susanne Berner. Hanser 2008 · 72 S. · 9.90 (nicht lieferbar)

Wie schon der Titel vermuten lässt, sind es drei Kinder, die die Hauptrollen in diesem Buch spielen – und es sind wahrhaft Heldenrollen. Denn sie alle drei werden mit Situationen konfrontiert, die ei-



gentlich über ihr Verständnis und auch über ihre Kräfte gehen. Situationen, die anders und doch ähnlich auch Erwachsenen begegnen und dort ebenfalls an Grenzen des Könnens und Wollens stoßen.

Rosie, Heldin Nummer Eins, findet einen Brief. Nichts Besonderes? Vielleicht schon, wenn dieser Brief Aufschriften trägt wie "An mein Herz" und "Vom Mann deines Lebens". Liegenlassen kann man einen solchen Brief nicht, aber einfach in den Briefkasten werfen? Das Geheimnis, das hinter den kryptischen Worten steckt, möchte doch gar zu gern gelüftet werden. Wenn Mama hilft, kann das Rätsel vielleicht gelöst werden. Aber für Mama scheint es gar kein Rätsel zu sein? Doch dann platzt Line, die ältere und etwas trampelige Schwester herein. Die will den Brief öffnen und Bruder Tommi auch, mit Wasserdampf. Was tun? Rosie verliert den Kampf gegen ihre Neugier, doch sie wird von ihrer Mutter erwischt. Die ist ganz schön böse, doch Rosie bekommt die Chance, alles wieder gut zu machen. Und sie macht es gut.

Moeyaert erzählt diese Geschichte in einfachen Worten und in ganz kurzen Sätzen, die jeweils im Flattersatz eine Zeile beanspruchen und stets mit einem Punkt enden. Herrlich leichter und übersichtlicher Lesestoff also für Erstleser und dennoch nirgendwo simpel oder billig. Die Gedanken und Versuchungen Rosies, die Charakteristika der anderen Personen, der Fortgang der Handlung, alles ist nachvollziehbar und treffend beschrieben und hinreißend ausgeführt. Die kleine Schlussüberraschung zündet wie ein Knalleffekt, wird aber sprachlich ganz heruntergespielt.

Ebenso mit scheinbar kleinen Mitteln legt Rotraut Susanne Berner ihre Illustrationen an. Wie mit wenigen Strichen hingeworfene Farbstiftzeichnungen, basierend einzig auf Rot und Schwarz auf Weiß, zeigen exemplarisch, welche Ausdruckskraft die einfache Form haben kann. Wenn man weiß, wie es geht – und Frau Berner weiß es.

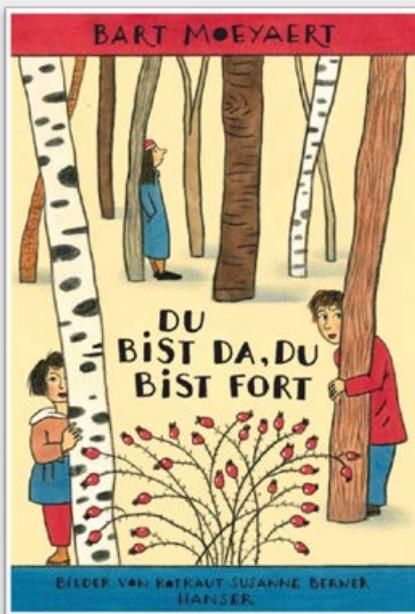
Den gleichen Konstruktionsprinzipien folgen auch die beiden anderen Geschichten, die nichts mit der ersten oder miteinander zu tun haben. Da ist einmal die Flucht des kleinen Tom vor den ewigen Nörgeleien seiner Mutter, die so gar kein Verständnis für die Bedürfnisse eines Jungen hat. Sie wirft ihn aus dem heimischen Garten und will ihn so schnell nicht wiedersehen. Und Tom weiß sich zu helfen: Er baut sich eine Grubenwohnung unter vier Bäumen und erhält dort sogar Besuch. Die Grundkonstellation, die ein wenig an Astrid Lindgrens "Pelle zieht aus" erinnert, unterscheidet sich aber wesentlich durch die erhalten bleibende Standhaftigkeit Toms. Ihn treibt kein Heimweh nach Hause.

Das letzte Drittel behandelt ein hochaktuelles Thema: Mobbing in der Schule. Wie in einem Tagebuch werden die Erlebnisse dreier Kinder aufgeschrieben, nach Tagen geordnet wie die Namen der Kinder selbst, die wie die Abkürzungen im Kalender heißen: Sam, Do, Marta genannt Tut-Tut und Mon(a). Die rothaarige ältere Mona ist dabei ihre persönliche Nemesis, die die Kleineren mutwillig schlägt, kratzt und schikaniert, bis diese vor jedem Tag in der Schule nur noch Angst haben. Nicht einmal die Lehrer wollen helfen, bis Marta, die von ihrer Mutter immer aufgefordert wird, schlauer als die Faust zu sein, endlich auf einen genialen Einfall kommt, der Mona in ihre Schranken weist.

Stets müssen sich also Schwache, Kleine, Junge gegen Stärkere, Größere, Ältere wehren, manchmal nach Außen, manchmal auch nach Innen. Und erst, wenn sie den Mut zu unkonventionellen Lösungen finden, können sie die angespannte und unbefriedigende Situation auflösen. Davon zu lesen, in



so einfachen und vielleicht gerade darum so eindrucksvollen Texten, macht Freude, stabilisiert ein schwach ausgebildetes Selbstwertgefühl und gibt vor allem Mut, selbst einmal Widerspruch und Widerstand zu wagen, das unmöglich Erscheinende zu versuchen und die Lösung nicht immer nur in Nachgeben, Ausweichen und Flucht zu suchen. Gleichzeitig witzig-unterhaltsam und aufbauend – was für eine geglückte Kombination!



DU BIST DA, DU BIST FORT. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. Mit Bildern von Rotraut Susanne Berner. Hanser 2010 · 112 S. · 9.90

Wenn kleine Kinder besonders witzig sein wollen, dann decken sie schon einmal ihre eigenen Augen ab und rufen: „Wo bin ich?“ Um dann, wieder sehend, mit einem strahlenden „Da!“ zu antworten. Jemanden zu sehen oder nicht, das bedeutet für sie also das, was der Titel dieses Buches sagt: Du bist da – oder du bist fort. Mit solchen Ideen spielen Kinder auch gerne. Da heißt es: „Aus den Augen, aus dem Sinn“ oder auch „Weggegangen, Platz vergangen“. Zumindest stellen viele Erwachsene sich das wohl so ähnlich vor, dass man schneller vergisst als vermisst. Und sicher hängt das wesentlich davon ab, um wen es geht, welche Bedeutung der oder diejenige hatte, und ob es ein Abschied auf Zeit oder für immer ist.

Ich bin jedes Mal wieder erstaunt, wie zielsicher Bart Moeyaert solche Situationen aufspürt, um sie dann ebenso treffend in Worte zu fassen. Dabei liebt er die „kleine“ Form, in vielfacher Hinsicht. Die nur knapp mehr als 100 Seiten dieses Büchleins verteilen sich auf drei voneinander unabhängige Geschichten, und dennoch verbirgt sich in jedem Abschnitt ein Kosmos von Gefühl, von Tiefe der Schilderung bei den Personen, Situationen und Umgebungen, von Eindringlichkeit und Glaubwürdigkeit. Moeyaert ist aber nicht nur ein Meister einer kleinteiligen Ziselierung, er versteht es auch, in einfacher Sprache, kurzen Sätzen und unprätentiösem Auftritt jeden seiner Leser, alt oder jung, einfach oder gebildet, weiblich oder männlich, persönlich und treffsicher anzusprechen. Und seine Figuren stehen nicht auf dem Papier, sie leben. Und in Mirjam Pressler hatte er eine kongeniale Übersetzerin, bis sie im Januar 2019 starb.

Die drei Geschichten in diesem Buch kreisen um drei verschiedene Mädchen, die in einer Mischung aus innerem Monolog und beschreibender Erzählung Zeuge oder Betroffene von menschlichen Verlusten werden und damit höchst unterschiedlich umgehen. Nanne, im ersten Abschnitt, lernt am Ufer eines zugefrorenen Sees eine ortsbekannte „Verrückte“ kennen, Willa Mei mit dem roten Hut, die um ihre ertrunkene Tochter Tasja trauert. Sie tut Nanne leid, doch sie weiß nicht, wie sie trösten kann. Also plappert sie ein wenig hilflos, was Willa eher ärgert. Doch als Willa spürt, dass die eigentlich sehr zartfühlende Nanne es nur gut meinte, entwickelt sich ein Gespräch, das beiden gut



tut. Im zweiten Teil vermisst Luise ihren Vater, der wegen seiner Trunksucht in eine Therapie geht, was der Familie eher Ruhe verschafft. Doch Luise fühlt sich zwischen vielen Menschen, die stets gemeinsam sind, nur noch alleingelassen. Und Marte, die Erzählerin der dritten Geschichte, berichtet von dem Nachbarsjungen Arjan, mit dem sie in einem Wettstreit um Beliebtheit und Beifall war, bis er wieder wegzog. Ist sie jetzt, wo der „Stern“ der Nachbarn nicht mehr da ist, glücklicher und zufriedener?

Was ich hier zusammenfasse, ist natürlich nur das Gerüst der Geschichten, ihr sollt sie schließlich selbst lesen. Aber erkennbar wird hoffentlich, wie archetypisch die Situationen sind, wie gut man das Prinzip aus eigenem Erleben kennt, auch schon jüngere Kinder. Und Moeyaert will nicht einfache Lösungen präsentieren, sondern zum eigenen Nachdenken anregen, wie man in ähnlicher Lage selbst reagiert oder reagieren könnte. Nicht das fertige Rezept wird geliefert, sondern Stoff, sich selbst zu hinterfragen. Dass es dennoch schon Mut macht, dass es anderen ähnlich geht und ging, spürt man rasch beim Miterleben des Gesagten.

Die Vereinfachung in der Form, das schlichte Auftreten, das kann nicht nur Bart Moeyaert, auch seine Illustratorin Rotraut Susanne Berner glänzt auf diesem Gebiet. Ihre reduzierten Bilder, neben dem Cover viele kleine Vignetten, ausgeführt in schwarzer Tusche mit roten Farbanteilen, zeigen mustergültig das Prinzip, scheinbar einfach, fast simpel darzustellen, was in Wirklichkeit ein scharfes Auge und einen sicheren Strich benötigt. Und das gilt für Text und Bilder gleichermaßen. Wie aus winzigen Details eine mehr als sprechende Mimik, Körpersprache und ein Beziehungsmuster sichtbar wird, das beeindruckt unwillkürlich, selbst wenn man es erst beim zweiten Blick bemerkt. Nahtlos fügt sich auch dieser Band in die Reihe der zutiefst menschlichen und dabei tiefeschürfenden Kinderbücher, wie sie Moeyaert so scheinbar locker hintupft. Ein echtes Kleinod, gleichzeitig unpräzise und wertvoll, das noch lange in der Seele nachhallt.



WER IST HIER DER CHEF? a. d. Niederländischen von Mirjam Pressler. Mit Bildern von Katrien Matthys. Hanser 2011 · 36 S. · 19.90

Wenn in einem Betrieb etwas nicht richtig „läuft“, dann ertönt schnell der Ruf „Wer ist hier der Chef?“ – und das ist durchaus vorwurfsvoll gemeint. Die Chefs selbst umgekehrt stellen diese Frage gerne einmal rhetorisch, um ihren absolutistischen Machtanspruch zu untermauern, vor allem, wenn das Chef-Sein weniger von Leistung als von Hierarchie bestimmt ist. Die titelgebende Frage hat also sehr wohl einen Beigeschmack, zumindest im Deutschen. Nun ist dieses Buch nicht von deutschsprachiger Herkunft, und so lautet der Originaltitel auch „De Baas van alles“, was als Feststellung sehr

viel rigoroser klingt und beinahe religiöse Assoziationen weckt. Eher so, wie das Wort „HERR“ in der Bibel verwendet wird.



Nun geht es zwar nicht um Gott in diesem erstaunlichen Bilderbuch, sondern um die völlige Abhängigkeit, die ein Hund über sein Verhältnis zu seinem Herrn empfindet, ein für das Rudeltier Hund naturgemäßes Unterordnungsverhältnis, das die steile Hierarchie im Rudel erst möglich, aber auch notwendig macht. Dem Hund fällt zu dieser Stellung nichts Auffälliges ein, solange er nicht mit anderen Tierarten in Kontakt kommt. Genau das ist aber hier der Fall, und es entwickelt sich aus dieser Konstellation eine veritable Fabel, die Denkansätze für jede Altersgruppe bereithält.

Unter einem Baum sitzt angebunden eben dieser Hund und wartet auf seinen Herrn, Er ist es gewohnt, alleine gelassen zu werden, doch stets kommt sein Herr irgendwann wieder und belohnt ihn für das brave Warten. Sein fehlendes Zeitgefühl erleichtert die Warterei, aber schön wird sie dadurch nicht, nur unvermeidlich, in den Augen des Hundes. Auf dem Baum sitzt eine Katze und beobachtet die Situation, die sie einigermaßen verwundert. Sie, die sich selbst für ihren eigenen Herrn hält und die Menschen, mit denen sie zusammenlebt, eher als „Personal“, versteht die erduldete Warterei nicht, will aber Genaueres wissen. Da der Katze das Hundeverhalten nicht einleuchtet, befragt sie andere Tiere, denen sie begegnet, wie sie es mit Selbst- oder Fremdbestimmung halten. Ihre Gesprächspartner werden eine Eule, ein Fuchs, Motte und Schmetterling sowie ein Hühnerpaar, die ihren Weg kreuzen.

Nun mögen die Tiere in der Fabel die gleiche Sprache sprechen, ihre Denkmuster und Vorstellungswelt unterscheidet sich dennoch erheblich. Und so erfährt die Katze voller Erstaunen, wie verschieden andere Lebewesen ihr Leben gestalten, doch Erklärungen, die ihr auch einleuchten – die bekommt sie nicht. Das Warten des Hundes erstreckt sich über mehrere Tage und Nächte, wobei Durst, Hunger und Verzweiflung zunehmen, die Kräfte, auch durch das nächtliche Jaulen, aber stetig weniger werden, bis eines Morgens der Hund weg ist, sein Strick aber noch am Baum hängt. Hat der Hund sich, wie es ihm die Katze riet, tatsächlich selbst befreit oder hat ihn sein Herr geholt? Wir erfahren es nicht. Aber der Denkprozess ist „angeworfen“ und läuft weiter.

Moeyaert gestaltet diese Geschichte als Rahmenhandlung mit Unterepisoden. Die Rahmenerzählung berichtet vom Gespräch zwischen Hund und Katze, von der Flucht der Katze vor dem nächtlichen Gejule und von ihren Gedanken zur Natur des Hundes. Eingeschoben darin sind kleine Episoden, in denen die Katze andere Tiere zu ihrer Einstellung zu Selbstständigkeit oder Gehorsam befragt und dabei nur neue rätselhafte „Andersartigkeiten“ erlebt. Hinterher ist aber, so erstaunlich das erscheinen mag, ein ganzes Universum ethischer und lebensbestimmender Möglichkeiten aufgefächert, in einfachen Worten erzählt und dennoch Anstoß für tiefe Gedanken. Eine Kunst, die wir auch von anderen Moeyaert-Büchern kennen und schätzen.

Doch dies ist ja nicht nur eine Geschichte, ein Text, den man lesen oder vorlesen könnte. Beeindruckend ist zunächst die technische Präsentation des Ganzen. Ein wertiger roter Leineneinband hebt das Buch schon aus der Masse heraus, doch richtig üppig wird es erst innen: Jede mehr als DIN A 4-große Seite ist eigentlich doppelt so groß und eingefaltet, so dass beim Aufschlagen eine Breite von 90 Zentimetern entsteht, wobei die Rahmengeschichte auf den Außenseiten weiterläuft, die Aufklappfläche Platz für die Episoden und die Illustrationen bietet. Und hier wird es ganz aufwändig und raffiniert: Die Aufschlagseiten sind nicht nur, wie das ganze Buch, ausschließlich zweifarbig



gedruckt, sondern die hellgelbe Farbe ist auch noch nachleuchtend, so dass das Buch auch im Dunkeln erlebt werden kann. Da die meisten Szenen sich sowieso nachts abspielen, wird das Schwarz eher für die Hintergründe verwendet, Text und Bildinformationen heben sich dann grünlichgelb ab.

Und damit kommen wir endlich zu den Bildern, auf die man sich mindestens genau so sehr wie auf die Geschichte freuen kann. In einer Technik ähnlich Holz- oder Linolschnitten sind sie Kaleidoskope von Tiersilhouetten, Augen, Mäulern und – immer, wenn es um Nahrung geht – „gerippigen“ Details der Beutetiere. Das dürfte kleinere Kinder mit leisem Gruselschauer erfüllen, ist aber nirgendwo brutal, sondern eher dezent akzentuiert. Linienführung und Flächenwechsel erinnern dabei manchmal an die Zeiten der Op-Art in den 1960er und 70er-Jahren. Auf diese Weise stellen die Bilder keine unmittelbare Visualisierung der Handlung dar, sondern erschließen dem Betrachter zusätzliche Aspekte, Hintergedanken, Beweggründe, die im Text kaum sichtbar aufscheinen, aber das Verständnis erhöhen. Ohne Nachdenken, manchmal sogar Grübeln, geht das allerdings kaum, doch animieren Texte und Bilder dazu so engagiert, dass die Kopfarbeit willig ausgeführt wird. Noch einmal: Dieses Buch stellt Fragen, beantwortet sie kaum. Aber die eigene Verstandesleistung der Leser aller Altersstufen wirkt viel mehr und tiefer als fertige Antwortschablonen das je könnten. Ein wundervolles, aber auch anspruchsvolles Buch!



BLOßE HÄNDE. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. dtv/Reihe Hanser 2011 · 112 S. · 6.95
(nicht lieferbar)

Wer häufiger Kinder- und Jugendbücher liest (und für die Erwachsenenliteratur gilt das natürlich auch), stellt manchmal verblüfft fest, wie unterschiedlich Autoren aus verschiedenen Ländern ihre Geschichten gestalten. Natürlich kann man nicht auf den ersten Blick sagen: „dieses Buch kommt aus ...“, denn so „uni“ sind die Bücher dann gottlob doch nicht. Aber bestimmte Seh-, Denk- und Erzählweisen sind schon typisch für bestimmte Regionen.

Bei den Niederländern – und um einen solchen handelt es sich im vorliegenden Fall – gibt es oft erstaunlich intensive Gewalt, die aber selten detailliert ausgemalt wird, sondern eher in der Fantasie des Lesers tiefe Spuren hinterlässt. Meist sind die Empfindungen der Akteure brutaler als ihr eigentliches Vorgehen, aber die emotionale Einbindung des „Zuschauers“ wird dadurch nicht geringer, ist oftmals sogar weitergehend und mit stärkerer Nachwirkung, ohne dass der Grund dafür im Bewussten klar zu benennen wäre.

Bart Moeyaerts dünnes Büchlein scheint schon vom Umfang her kaum die Kraft zu großer Wirkung haben zu können, doch da täuscht der erste Blick. Wie aus einem dichten Nebel ohne Sichtweite entwickelt sich eine von der ersten Seite an verstörende Geschichte. Zwei Jungen von nicht genau bestimmtem Alter, Ward und Bernie, spielen die Hauptrollen in einem Drama, das sie ebenso aus der Bahn wirft wie den aufnahmebereiten Leser. Die beiden haben am Silvestertag heimlich den Hof

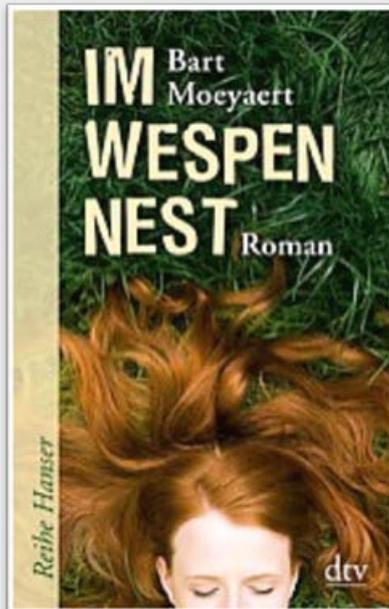


eines unbeliebten Nachbarn besucht und dort „Blödsinn“ gemacht. Sie haben eine Ente, die dem allein lebenden Nachbarn am Herzen liegt, aus dem Käfig geholt und in die Luft geworfen, mehrere Male. Einen Vogel hochzuwerfen scheint kein großes Verbrechen zu sein, doch die Ente konnte nicht mehr fliegen und brach sich beim Rücksturz zur Erde das Genick. Bei der Flucht vom Hof nach der Entdeckung durch den Nachbarn Betjeman müssen die Jungen über einen der typischen Entwässerungskanäle springen, dabei verliert Ward die tote Ente im Wasser und auch sein Hund Elmer, der wasserscheu ist, bleibt zurück.

Angst ist das geringste Gefühl der beiden Jungen, als sie zum Hof von Bernies Mutter kommen, wohin sie Betjeman verfolgt hat. Denn da ist nicht nur das mögliche Problem einer Tracht Prügel von Betjeman, der auf die Jungen mit seiner Handprothese sowieso furchterregend wirkt. Vor allem hat Betjeman Elmer, den Hund von Ward, so geschlagen, dass nun auch der Hund tot ist. Eine beinahe biblische „Auge-um-Auge“-Situation. Die Jungen können für den Augenblick entkommen, doch allmählich enthüllt sich der Hintergrund der Feindschaft. Der alte, eher abschreckende Betjeman hat sich mit Wards Mutter angefreundet und soll sogar mit der Familie zusammenziehen. Schon beim Weihnachtsessen gab es deswegen Krach, bei dem Ward die gesamte Festtafel auf Betjemans Schoß umkippte.

Nun könnte man vernünftigerweise sagen, dass alle ihr Mütchen ausreichend abgekühlt und ihre Aggressionen ausgelebt haben, doch leider läuft menschliches Verhalten selten so. Die unterschweligen und meist unausgesprochenen Hassgefühle suchen noch nach weiteren Ventilen. Und so beschließen Bernie und Ward, wiederum Rache an Betjeman zu nehmen und schleichen in der Nacht noch einmal zu dem nahen Hof, während in der Dorfkneipe in Hörweite die Menschen fröhlich auf den Jahreswechsel zuprosten. Es wird nicht eindeutig gesagt, was beim Hof und nach Entdeckung durch Betjeman wirklich geschieht, aber alle Anzeichen deuten auf noch furchtbarere Gewalt, auf Messer und Feuer und Mord hin. Und der Leser bleibt verstört zurück, spürt beinahe körperlich am eigenen Leib den Ausbruch von Hass und Gewalt und gleichzeitig die Verzweiflung, weil sich die verzwickte Situation auf diese Weise ja nicht lösen lässt, sondern immer nur noch bedrohlicher und zerstörerischer wird.

Selten nur kommen andere Personen, vor allem Erwachsene, außer den Jungen zu Wort. Und wenn, dann erscheinen sie hilflos und überfordert, unfähig, den drohenden Vulkanausbruch zu erahnen, vorherzusehen oder gar zu verhindern. Wie unter Drogeneinfluss verengt sich der Blickwinkel der Jungen bis zum punktfixierten Tunnelblick - und Hass und Verzweiflung produzieren im Körper ja auch genug hormonelle Drogen. Die anfangs gehegte Hoffnung, dass eine Eskalation der Ereignisse zu verhindern sei, erweist sich zunehmend als sinn- und haltlos. Was bleibt am Ende? Jedenfalls kein für einen Leser erkennbarer Sinn hinter der Gefühlsorgie. Und dennoch: Grundlos geschah nichts an diesem Silvestertag, und geschieht niemals etwas im Leben. Doch ob die Frage nach dem Grund, dem Ursprung, auch eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn, dem Ziel beinhaltet, dieses Dilemma muss jeder für sich lösen. Anstoß zum Nachdenken über diese komplexe Problematik bietet Moeyaert aber in dieser komprimierten Geschichte zuhauf. Und das in so intensiver und zu Herzen gehender Weise, dass die Auszeichnung mit dem „Deutschen Jugendliteraturpreis“ mehr als verständlich wird.



IM WESPENNEST. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. dtv/Reihe Hanser 2013 · 144 S. · 7.95

Ein Wespennest ist eine zwiespältige Sache. Für die Wespen ist es einfach ihre Heimat, ihr Zuhause. Für Menschen und alle anderen, die eben keine Wespen sind, ist es ein gefährliches Ding, denn die Wespen verteidigen ihre Gemeinschaft mit allen Mitteln gegen Eindringlinge, und sie sind in der großen Zahl möglicherweise lebensbedrohlich. Dabei ist das Nest selbst nur ein empfindliches Bauwerk aus verklebten Holzfasern, leicht wie Papier. Die Bewohner sind es, die es zu einer Gefahr werden lassen.

Suzanne ist vierzehn Jahre alt, ein Mädchen auf der Schwelle zum Erwachsenwerden. Noch ist sie nicht in der Lage, ihr Leben alleine in die Hand zu nehmen, doch die Zeit des bedingungslosen Vertrauens in die Erwachsenen, seien es Eltern oder Nachbarn und Freunde, geht zu Ende. Sie lebt in einem kleinen Dorf, das alle typischen Eigenschaften solcher kleinen Gemeinschaften zeigt: Jeder kennt jeden, alles spricht sich schnellstens herum, und es gibt viele kleine Geheimnisse und Probleme in den Beziehungen untereinander, die den ersten Eindruck einer festgefügtten Gemeinschaft *ad absurdum* führen können, wenn sie ans Tageslicht kommen. Nach dem ersten Eindruck lebt Suzanne bei ihrer schönen Mutter, der Vater starb früh als Opfer eines Jagdunfalls, die Mutter ist befreundet mit Heleen, die seinerzeit die Rolle der Hebamme bei der Entbindung Suzannes übernahm. Suzanne selbst hat eine vier Jahre ältere Freundin, Wanda, die ebenfalls eine Rolle bei ihrer Geburt spielte. Soweit die Oberfläche des Geschehens.

Eines Tages kommt, kurz vor Beginn des alljährlichen Dorffestes, ein junger Mann ins Dorf, der sich als Puppenspieler etwas Geld verdienen möchte. Sein Auftauchen wirkt wie ein chemischer Katalysator: Er bringt starke Reaktionen in Gang, an denen er selbst eigentlich nicht beteiligt ist und die ihn letzten Endes auch unberührt lassen. An seinem Auftritt entzündet sich ein schon lange schwelender Konflikt, der quer durch die Dorfgemeinschaft geht. Offener und gefährlicher Streit bricht aus, zunächst zwischen Suzannes Mutter Edith und Carla, der Mutter von Wanda, es mischen sich dann auch fast alle Dorfbewohner mit ein, vor allem aber wird die abgrundtiefe Entfremdung zwischen Suzanne und ihrer Mutter deutlich. Woher diese Fremdheit rührt und wie es dazu kam, dass die Fassade der dörflichen „Gemeinschaft“ eben nur eine Fassade ist, das erfährt der Leser in kleinen Häppchen, die sich erst allmählich zu einem Bild ordnen.

Moeyaert, dessen meisterhafte Sprache und Schreibtechnik wir schon aus vielen anderen Büchern kennen, verwendet in dieser kurzen Geschichte eine Methode, die man sonst eher vom Film kennt: Er montiert kurze Sequenzen aus unterschiedlichen Zeiten versetzt aneinander, erkennbar an der Zeitform der Sprache. Vergangenheit in Vergangenheitsform, Gegenwart in Gegenwartsform, eigentlich ganz einfach. Doch wie er diese Versatzstücke verschränkt, wie er die Einblicke und Eindrücke des Lesers steuert, das ist große Kunst. Und mit dieser Kunst erlebt der Leser intensiv die

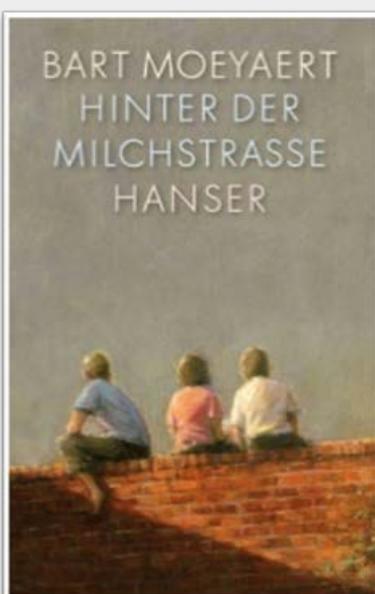


emotionale Verengung Suzannes mit, die sich wie eine Schlinge um den Hals von Seite zu Seite mehr zuzieht, bis es am Ende zu einer vermeintlich erlösenden Tat als gleichzeitigem Hilferuf und Befreiungsschlag kommt. Ob es wirklich etwas löst und nicht nur weitere Folgen auslöst, das bleibt unserer Fantasie überlassen. So etwas wie ein „Happy end“ erwartet man jedenfalls vergebens. Doch wie oft hält das wirkliche Leben tatsächlich so etwas bereit?

Das „wirkliche Leben“, eine ungeschönte Sicht auf echte Lebenserfahrungen und den praktischen Durchschnittsalltag, das ist eines der Motive, die bei Moeyaert immer wieder auftauchen. Man meint zwar zunächst, dass er oft zu schwarz sieht, was sich in den Seelen junger Menschen abspielt, aber bei genauerem Hinsehen entpuppt sich das meiste als prinzipiell durchaus geläufig. Eine „Ponyhof“-Vorstellung der Realität könnte man sich zwar leicht zusammenschreiben, aber wie oft ist das Leben wirklich so? Hauptmotiv in diesem Bändchen ist die Frage von „Ich und Wir“, die in mehreren Facetten in der Geschichte auftaucht:

Wenn man für irgendetwas allein einsteht, benutzt man das Wort >ich< und sagt nicht >wir< – so weist Wanda ihre Freundin Suzanne zurecht. Und die Frage nach einer isolierten Position oder echter beziehungsweise vorgeblicher Gemeinschaft stellt sich Suzanne mehrmals im weiteren Verlauf. Letzten Endes wird sie erkennen, dass es eine Selbsttäuschung ist, sich nur auf die Unterstützung anderer zu verlassen, dass irgendwann die Zeit kommt, wo man eine eigene Position finden und verteidigen muss. Das bedeutet nicht, dass Beziehungen falsch oder überflüssig sind, sie ersetzen nur nicht die eigene Meinung.

Manchem erscheint vielleicht die Zuspitzung auf einen recht kleinen Ausschnitt menschlichen Lebens und menschlicher Erfahrung übertrieben, doch sie ist, bei dem geringen Umfang dieses Buches, notwendig, um die Absicht des Autors heraus zu arbeiten. Und diese Absicht liegt in der Antwort auf die Fragen: Wie balanciert man sein Leben zwischen Selbstverantwortung und Beziehungen zu anderen aus? Wie weit geht Freundschaft, wenn es hart auf hart geht? Gibt es Situationen, wo das eigene Denken Rücksichten auf Mitmenschen verbietet? Starker Tobak, keine leichte Kost. Aber dank Moeyaerts Kunst ungemein packend und zu eigener Stellungnahme fast zwingend. Es lohnt sich! Und eines weiß man hinterher auch: Man kann nicht in ein Wespennest stechen, ohne eigene Blessuren dabei zu erleiden. Doch manchmal muss es sein.



HINTER DER MILCHSTRASSE. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. Hanser 2013 · 156 S. · 14.90

Wer von uns weiß, was „hinter der Milchstraße“ wirklich ist – außer vielleicht versierten Astronomen, aber selbst die haben darüber nur unbewiesene Theorien, denn es war noch keiner dort? Was wir wissen, ist wohl in erster Linie, dass es nahezu unendlich viele weitere Galaxien mit Myriaden von ähnlich scheinenden, aber doch völlig unterschiedlichen Sternen sind, um die wiederum Planeten kreisen und Monde, und dann



gibt es auch noch Supernovae und Schwarze Löcher und vielleicht Übergänge zu anderen Dimensionen und der Raum ist, das wissen wir seit Albert Einstein, in sich gekrümmt undsoweiter undsoweiter. All das glauben wir zumindest zu wissen, doch jeder hat eine etwas andere Vorstellung und hält seine persönliche „Realität“ für die einzig wahre.

Ist dies also ein Buch über Astronomie? Sicher nicht, die Milchstraße, um die es hier geht, ist einfach eine so benannte Straße, irgendwo in einer vermutlich belgischen Stadt, die viele Leute ganz unauffällig und sogar uninteressant finden würden. Und doch hat sie etwas mit den oben beschriebenen Eigenschaften der Milchstraße zu tun, ist voller Geheimnisse, unbekannter Bedeutungen, kaum zu beschreibender Gefahren – und dabei auch Heimat und, wie das heute so schön heißt, „Lebensmittelpunkt“. Zumindest für drei Kinder, die dort regelmäßig spielen, beobachten und sich zu ihren Beobachtungen Geschichten ausdenken. Die Drei heißen Oskar (der Ich-Erzähler), Bossie und Geesje; Oskar und Bossie sind Brüder, und Geesje ist ihre Freundin.

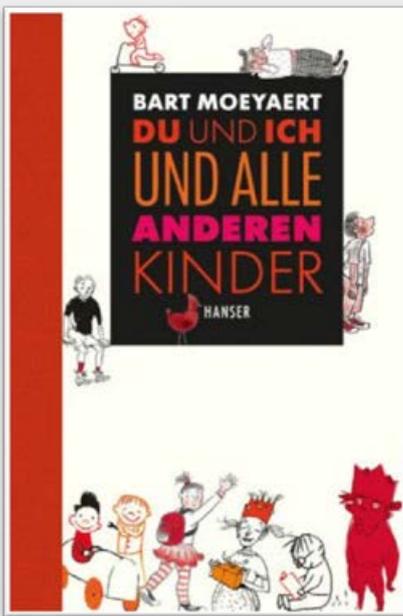
Die Drei sind Freunde auf die kumpelhafte Weise, da ist noch wenig „Beziehung“ und „Gefühl“ im Spiel, auch wenn Bossie langsam in das entsprechende Alter hineinwächst. Noch aber teilen sie ihre Abenteuer ohne geschlechtsspezifische Einflüsse, durchleben eine Zeit des Hochsommers, wo es fast unerträglich heiß ist – und Ferien, also kein „Pflichtprogramm“. Erst scheint alles harmlos, beinahe langweilig und fast bedeutungslos, sie spintisieren in den Tag hinein, versuchen der etwas öden Hitze Inhalt und Struktur zu geben und „unterhalten“ sich. Dann schält sich langsam heraus, dass die Dinge nicht so einfach wie gedacht sind: Geesjes Tante ist krebskrank und wird bald sterben, Oskars und Bossies Mutter ist wohl wegen einer Nerven- und Beziehungskrise zur Erholung in Italien, ihr Vater, ein Schriftsteller, bemüht sich, die Jungs zu versorgen und ihnen ein Mindestmaß an Zuhause zu bieten, kann sich ihnen wegen beruflicher Auslastung und leicht sprachloser Entfremdung nicht so widmen, wie er das vielleicht möchte und es notwendig wäre.

Das klingt in der Beschreibung fast dramatisch und wird sich in den kommenden Erlebnissen und Erfahrungen der Drei auch nicht mildern, doch Moeyaert geht mit solcher Dramatik sehr „undramatisch“ um, sprich: er erwähnt sie nur nebenbei und ganz unspektakulär. Vieles muss man sich als Leser erst aus dem Kontext erschließen – doch es erschließt sich und es berührt. Die ganze Geschichte ist aufgezogen wie ein zufälliger Schnipsel aus einem längeren Film: Da gibt es keinen echten Anfang und kein Ende, wir müssen uns erst einmal zurechtfinden im Gestrüpp scheinbar unwichtiger Worte und Begebenheiten, und wirklich klüger sind wir am Ende auch nicht, wie die ganze Sache nun ausgehen wird. Milchstraße eben: Viele kleine Pünktchen an einem dunklen Himmel, und immer neue, weitere Tiefen, die sich oft nur erahnen lassen, wie das „Toy Story“-Zitat „Bis zur Unendlichkeit - und noch viel, viel weiter!“

Doch hier geht es auch nicht um Klügerwerden und die Frage eines abschließenden „Endes“, die Entwicklung findet in den Köpfen und Herzen der drei Kinder statt und nicht so sehr an der Handlungsoberfläche. Was sie aus den vielen kleinen Ereignissen lernen, ist Rücksichten auf die Gefühle anderer zu nehmen, kindliche Leichtfertigkeit abzustreifen und Verantwortung zu übernehmen, auch füreinander. Aber noch einmal: Jede Kurzfassung lässt das bedeutungsschwer erscheinen, doch so schreibt Moeyaert nicht. Er tupft wie aquarellierend nur sanft und durchscheinend seine Akzente ins Bild, im Bild des Weltalls schwerelos und losgelöst. Am Ende des Buches weiß man gar nicht genau, was man nun eigentlich „erlesen“ hat – und doch hat es eine starke und deutliche Wirkung:



Vor allem als erwachsener Leser kann man sich auf einmal vorstellen, welche Aufwallungen und Gefühlsstürme sich in einer Kinderseele ereignen können, ohne dass dies sichtbar und offensichtlich wird. Und man könnte eine Art Schuldbewusstsein entwickeln, wie wenig man als erwachsener Mensch achtsam mit Kindern umgeht. Das Wichtigste ist aber nicht nachträgliches Bereuen, sondern schon im Vorhinein größeres Verständnis füreinander, ohne dabei irgendwie „pädagogisch“ zu werden. Denn das, auch das ist hier zu finden, würde nur kontraproduktiv wirken und Kommunikationskanäle verschließen. Um noch ein letztes Mal das Universum, die „Milchstraße“, als Bild zu nutzen: Entscheidend ist nicht der Raum, sondern die Zeit, auch das sagt uns Einstein. Haben wir also Zeit für die manchmal gar nicht so kleinen Sorgen und Nöte – oder nehmen sie uns. Vorher aber lesen wir bitte dieses Buch, es hat es verdient.



DU UND ICH UND ALLE ANDEREN KINDER. a.d. Niederländischen von Mirjam Pressler. Mit Bildern von Susanne Rotraut Berner. Hanser 2016 · 512 S. · 24.00

Es gibt eine recht merkwürdige Redensart: „Ein Mann muss tun, was ein Mann tun muss“. Das klingt fürchterlich machomäßig, etwas eingebildet und wie eine Art Allzweckentschuldigung für jeden beliebigen „Notfall“. Dennoch fiel mir dieser Satz beim Lesen dieses Buches ein. Warum?

Es ist keine Neuigkeit, dass Bart Moeyaert schreiben kann, er wurde dafür schon vielfach geehrt und ausgezeichnet. Alles, was ich bisher von ihm gelesen habe, hat mich beeindruckt und mir gefallen. Wenn man das vorliegende Buch zu lesen beginnt, es ist eine umfangreiche Sammlung kurzer Geschichten und Gedichte mit vielen Illustrationen, dann fällt auf, dass es mal um Kinder geht, mal um Erwachsene, manchmal auch um Tiere – das Sujet wechselt also. Aber stets kommt zu der Prägnanz der erzählten Ereignisse, selbst wenn sie nur sehr knapp angerissen werden, eine leichte Irritation. Man kann sehr schnell nachfühlen, was eine der Personen fühlt, wie sie empfindet. Nicht so leicht ist zu verstehen, warum aus diesen Empfindungen bestimmte Handlungen, bestimmte Konsequenzen entstehen. Oft scheint es, als existierte jeder in einer eigenen Welt, die sich nur an wenigen Kontaktpunkten mit den Welten anderer Beteiligter überschneidet. Im Gegensatz zum bekannten Simmel-Titel „Niemand ist eine Insel“ scheint hier oft das Gegenteil der Fall zu sein.

Bis man etwa in der Mitte des Buches auf die Geschichte „Wer ist hier der Chef?“ stößt, in der das allnächtliche Zusammentreffen mehrerer Tiere geschildert wird: Ein Hund, eine Katze, eine Eule, ein Fuchs, eine Motte und auch zwei Mäuse, die sich begegnen, miteinander reden, sich aber oft nicht wirklich verstehen. Und dann taucht der Satz auf, der mich an das eingangs beschriebene Zitat denken ließ:



„Wir haben alle unser eigenes Leben“, sagten die Mäuse. Sie hätten gern noch hinzugefügt, dass die Katze absolut recht hatte, aber leider ließ ihnen die Katze dazu keine Gelegenheit mehr. Denn wie gesagt: Sie hatte ihr eigenes Leben und tat, was Katzen tun.

So verhalten sich die Figuren in Moeyaerts Geschichten oft. Sie tun – und oft scheint es, dass sie gar keine andere Wahl haben –, was sie in ihrem eigenen Leben eben tun müssen. Sie sind wie auf einer Insel, umgeben von Riffen und Untiefen, abgeschnitten von der paradiesischen Vorstellung, dass alle Geschöpfe „eins“ seien.

Auf den ersten Blick scheint solch eine Weltsicht eher negativ, fast bedrückend, wenig motivierend. Aber Moeyaert sieht das nicht durchgängig so. Er kennt solche Momente und beschreibt sie auch so. Aber vor allem plädiert er dafür, diese Isolation zu überwinden, den Kontakt zu suchen, auf das „offene Meer“ ungewisser Beziehungen in mutige Expeditionen zu starten. Moeyaert verspricht nicht, dass solche Unterfangen mit positiven Erfahrungen belohnt werden. Er zeigt aber Verständnis mit der vorangehenden Einsamkeit und predigt den versuchten Umschwung, das Risiko des Sich-Einlassens auf fremde Persönlichkeits-welten.

Es wäre nun falsch, Moeyaerts Bücher und Geschichten auf diese Einzelebene zu reduzieren, dazu sind viel zu vielschichtig und komplex, oftmals von großer Tiefe und ebenso großer Menschlichkeit geprägt. Aber gerade in dieser Geschichtensammlung fällt dieser Aspekt besonders ins Auge und erklärt, warum man vielleicht Irritation empfindet. Hier finden sich keine „glatt rechts gestrickten“ Handlungsmuster im Sinne von „Kind streichelt Hund. Hund wedelt mit dem Schwanz bzw. Hund beißt Kind“. So flach bleiben nicht einmal die kürzesten Erzählstücke.

Erstaunlicherweise gelingt Moeyaert die gleiche Tiefe auch bei den Gedichten, ob gereimt oder nur gebunden im Versmaß. Trotz der dabei notwendigen Verkürzung entsteht auf knappstem Raum eine fast schwindelerregende Tiefe. Ein Beispiel:

Du hast ein Lied gesungen
und gesagt, das Lied
ist nur von mir, von mir ganz allein.
Ich fragte: Solltest du
nicht sagen war?
Du hast mich gelangweilt angeschaut
Und mich gefragt: Warum?
Ich sagte: Verstehst du das nicht?
Was du eben gesungen hast, hast du geteilt, denn Töne
gehören allen.
Man kriegt sie nur ein Lied lang,
so lang's eben dauert,
geliehen, hab ich gesagt.

Es soll dabei auch nicht unerwähnt bleiben, dass ein guter Anteil der Qualitäten dieses Buches auch der Übersetzung Mirjam Presslers zuzurechnen ist. Nie hat man den Eindruck einer Übertragung aus einer anderen Sprache, stets klingt alles authentisch und selbstverständlich – und wir wissen von anderen Beispielen, dass es gerade das nicht ist. Ein wenig kritisch sehe ich die Illustrationen, ohne dabei den – hervorragenden und bekannten – KünstlerInnen zu nahe treten zu wollen. Die



vielen, ganz unterschiedlichen Zeichnungen haben gewiss ihre Qualitäten, und bei der Dicke des Buches erleichtert eine solche Auflockerung auch und gerade für jüngere Leser auch das „Dranbleiben“, aber Moeyaerts Sprache bedarf eigentlich keiner Visualisierung, ist sie doch aus sich selbst extrem bildhaft und anschaulich. In wenigen Fällen stört die optische Darstellung sogar die eigene Vorstellungskraft, ähnlich wie das bei manchen Buchverfilmungen vorkommt. Noch einmal: Hier geht es nicht um Kritik an den Illustrationen, sondern um Verdeutlichung, wie herausragend Moeyaert seine Sprache einsetzt.

Das Gesamtfazit: ein faszinierendes Buch voller beim Lesen zu hebender Schätze, von denen viele bereits für jüngere Leser oder Zuhörer verständlich sind. Dennoch ist die Alterseinstufung mit Vorsicht zu genießen, bei manchen Geschichten oder Gedichten dürften Ältere und oft sogar Erwachsene mehr Genuss aus dem Lesen ziehen, ohne dass man sie Jüngeren nicht zumuten könnte.



(1)	Am Anfang. Peter Hammer 2003.....	1
(2)	Olek schoss einen Bären und nähte sich aus dem Pelz eine Mütze. Peter Hammer 2006.....	3
(3)	Brüder. Hanser 2006.....	4
(4)	Mut für drei. Hanser 2008	5
(5)	Du bist da, du bist fort. Hanser 2010.....	7
(6)	Wer ist hier der Chef? Hanser 2011	8
(7)	Bloße Hände.. dtv/Reihe Hanser 2011	10
(8)	Im Wespennest. dtv/Reihe Hanser 2013.....	12
(9)	Hinter der Milchstraße. Hanser 2013.....	13
(10)	Du und ich und alle anderen Kinder. Hanser 2016	15